

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

NR. 40

Wochenbeilage zum „General-Anzeiger“ 1925



Amundsen in Berlin

[Atlantic]

Der norwegische Nordpolforscher hält sich zur Zeit in Berlin auf, um in deutscher Sprache Lichtbildervorträge über seinen Polarflug zu halten

Der blaue Diamant

DETEKTIV-ROMAN VON W. HOPKINS

1. (Nachdruck verboten)

Es sei mir gestattet, ohne weitere Einleitung den nachfolgenden Fall, der an Jimmy Pinkertons Scharfsinn wahrlich mehr als gewöhnliche Anforderungen stellte und zu den dunkelsten gehört, die uns je vorgekommen sind, zu erzählen.

Es war kurz nach Neujahr 19., an den Tag kann ich mich nicht mehr genau erinnern, als uns — ich hatte mit Pinkerton gerade eine höchst interessante Unterredung über den Fall Barker, — der Besuch zweier Herren gemeldet wurde.

Der eine der beiden Herren, den ich sofort erkannte, war Pierpont Morgan, der Milliardentönig in höchsteigener Person, der andere wurde uns von Morgan als John Hawkins, Teilhaber der bekannten Gold- und Juwelenfirma Witheley & Hawkins, vorgestellt.

Morgans seltsam verkniffenes Gesicht zeigte eine ungewöhnliche Röte, während Hawkins geradezu aschfales Angezicht mehr ins Schwarze hinüberpielte —, ein seltsamer Kontrast in der Gesichtsfarbe der beiden Besucher, der sofort auf einen ganz außerordentlichen Grad von Erregtheit hindeutete.

Morgan nahm alsbald das Wort (ich glaube kaum, daß Hawkins in dieser Situation einen zusammenhängenden Satz herausgebracht hätte) und wandte sich zunächst an Pinkerton.

„Ich hätte mit Ihnen in einer sehr wichtigen und geradezu ungeheuerlichen Angelegenheit zu sprechen und glaube, daß es daher angezeigt wäre, wenn“, — hierbei deutete er auf mich.

„Dieser Herr ist mein Gehilfe, Mr. Morgan, Sie können also ganz beruhigt vor ihm sprechen, ja, es ist sogar wichtig, wenn Mr. Hopkins in die Lage versetzt wird, einen mir übertragenen Fall — und um einen solchen wird es sich wohl handeln — in allen seinen Details kennen zu lernen, zumal er mir dabei gewiß schätzbare Dienste leisten wird.“

„Nun gut“, brummte Morgan, „es handelt sich um folgendes: Es dürfte ungefähr ein Jahr her sein — der Zeitpunkt läßt sich übrigens genau konstatieren —, als ich auf Anraten der Firma Witheley & Hawkins den „Nizam“ des Rajah von Golkonda, bekannt unter dem Namen: der blaue Diamant, erwarb. Der Stein war tatsächlich das Wunderbarste, das ich je gesehen habe, von reinstem Wasser, ins Bläuliche funkelnd, und vor dem Schlitze 340 Karat schwer, also einer der größten Diamanten der Welt. Der Rajah hatte infolge einer Weisagung, wonach ihm der Stein Unglück bringen werde, den Diamanten nach Newyork bringen lassen, und da ihm die Firma Witheley & Hawkins als eine der ersten der Branche empfohlen wurde, sich wegen Verkaufes des Edelsteines an dieselbe gewandt. Da die Firma sozusagen meine Hauslieferantin ist, die meine Vorliebe für schöne Edelsteine kennt, fragte sie bei mir an, ob ich bereit wäre, den Stein zu erwerben. Der Stein wurde in rohem Zustande nach Newyork gebracht, doch mußte jeder Kenner auf den ersten Blick zugestehen, daß es sich um das herrlichste Exemplar eines Diamanten handelte, wie es Menschenaugen wohl kaum einmal in Jahrhunderten zu Gesicht bekamen.

Es ist also leicht zu verstehen, daß ich sofort wegen Ankaufes des Diamanten unterhandelte und ihn schließlich von der Firma um viereinhalb Millionen Dollar erstand.

Witheley selbst — leider ist er nicht zugegen — brachte sodann den Stein unter Haftung der Firma nach Amsterdam, woselbst der Stein unter seiner persönlichen Aufsicht bei van Nielsen & Sohn geschliffen wurde.

Netzt erst offenbarten sich alle Herrlichkeiten, die dieses Wunder der Schöpfung bisher geheimnisvoll in sich geborgen hatte. Es fehlt mir die Phantasie, die Pracht zu schildern.

Durch den Schliff hatte der Stein 88 Karat verloren, so daß er nur mehr 252 Karat wog.

Witheley & Hawkins brachten sodann das Kunststück zuwege, den Stein, der sich ob seiner Größe zum Schmuckstücke nur wenig eignete, als Anhänger für meine Frau in Platin zu fassen. Die Kette selbst, welche diesen kostbaren Anhänger trug, war eine lange massive Goldkette, kunstvoll ziseliert, so daß dieses einzig dastehende Schmuckstück immerhin eine gefällige

Form zur Schau trug. Wegen seiner Kostbarkeit trug es meine Frau nur bei besonderen Anlässen und auch immer nur zu Hause, niemals, wenn sie irgendwo zu Gaste geladen war, was ja sehr häufig geschah.

So oft meine Frau dann die Kette getragen hatte, ließ ich, selbst wenn es zwei- oder dreimal in der Woche geschah, das Schmuckstück durch Witheley & Hawkins, denen ich das größte Vertrauen entgegenbrachte, was ich gleich an dieser Stelle anführen muß, untersuchen, um festzustellen, ob sich nicht vielleicht irgend etwas an der Fassung des Steines gelockert hätte und ob die Kette intakt sei.

Gestern feierten wir den Geburtstag meiner Frau und hatten große Gesellschaft.

Bei dieser Gelegenheit hatte meine Frau auch die Diamantenhalskette angelegt.

Der festliche Abend verlief in schönster Harmonie.

Gegen zwölf Uhr Mitternacht zogen wir uns in unsere Gemächer zurück, und wie das immer der Fall ist, verwahrte ich die Kette in einer zu diesem Zwecke von mir angeschafften Stahlkassette in meinem Schlafzimmer und brachte die Kassette heute morgen in mein Kontor, telephonierte an Witheley & Hawkins, um die Kette wie gewöhnlich untersuchen zu lassen und sie dann in den Tresor meiner Hauptkassette zu sperren.

Gegen elf Uhr vormittags kam Hawkins — ich hatte die Kassette auf meinem Schreibtische vor meinen Augen liegen, ohne daß ich mich auch nur eine Sekunde aus meinem Kontor entfernt hätte —, um die Kette zu untersuchen.

Ich übergab ihm den Schlüssel zur Kassette, doch kaum hatte er die Kette in die Hand genommen, als er, einer Ohnmacht nahe, an die Wand taumelte. Er ist noch jetzt nicht ganz beisammen.

Zunächst glaubte ich, es hätte ihn ein plötzliches Unwohlsein befallen, und war bemüht, ihm behilflich zu sein, doch er winkte mir ab und wies mit weit aufgerissenen Augen auf den Diamanten. Ich konnte mir sein Gebahren noch immer nicht erklären. Endlich, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, stammelte er etwas von Fälschung.

Ich riß ihm die Kette aus der Hand und da bemerkte auch ich, daß der Stein einen ganz eigentümlichen Glanz zeigte.

Ich prüfte ihn näher und mußte zu meinem Entsetzen feststellen, daß ich statt des blauen Diamanten eine allerdings täuschend nachgeahmte Fälschung in Händen hielt.“

Morgan wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Ich glaube nicht, daß er je in seinem Leben so viel auf einmal gesprochen hatte, und staunte außerdem über die leidenschaftliche Art seines Vortrages — in ganz Amerika ist Morgan als trockener, nüchterner Mann bekannt — sowie über die gewählte Form, in welcher er seinen Gedanken Ausdruck gab.

Es kommt eben vor, daß Leute in ungewöhnlichen Situationen ganz gegen ihre sonstige Lebensgewohnheit, die sich ja immer nur als das Spiel mechanischer, durch Jahre sich immer wiederholender Gedankenvorgänge darstellt, den geheimnisvollen Kern ihrer inneren Seele eröffnen und dem Unbeteiligten Einblick in ihr wahres Wesen gewähren, das sie sonst eifersüchtig zu verbergen wähen.

Nun holte Morgan die Stahlkassette, die er mitgebracht, und während seines Berichtes auf ein nahestehendes Tischchen gestellt hat, herbei und übergab sie Pinkerton.

„Ich komme zu Ihnen, Pinkerton, weil ich Sie nach Ihren vielen Erfolgen, von denen ganz Newyork erzählt, für einen tüchtigen Mann halte — Geld spielt keine Rolle — Sie müssen mir den Diamanten wieder schaffen.“ —

Pinkerton öffnete die Kassette mittels des ihm von Morgan übergebenen Schlüssels, nachdem er zuvor Schlüssel und Kassette einer eingehenden Prüfung unterzog.

In der mit Samt ausgepolsterten Kassette lag eine geradezu herrliche Goldkette, in deren Mitte der angeblich gefälschte Stein funkelte.

Pinkerton entnahm das Schmuckstück seinem Behältnisse, prüfte es unter der Lupe und nachdem er den Stein mit Einwilligung Morgans aus der Platinfassung herausgebrochen hatte, untersuchte er denselben mit Zubehörsinstrumenten und chemischer Verbindungen, die nicht nur eine

* Amerikan. Copyright 1921, by Lit. Bur. M. Lincke, Dresden 21

zuverlässige Feststellung von Edelsteinimitationen allein, sondern auch erkennen ließen, welches Surrogates man sich bei der Fälschung bedient hatte.

„Es handelt sich da um eine geradezu meisterhafte Fälschung,“ meinte er sodann nach sorgfältiger Untersuchung, „die an Kompliziertheit alles übertrifft, was ich bisher in dieser Richtung gesehen habe. Durch das Aneinanderfügen mehrerer weißer Saphire, die in merkwürdiger Weise mit blauen kleinen Saphirkrystallen durchsetzt sind, wurde die Illusion eines blauen Diamanten in täuschendster Art erzielt. Es nimmt mich nur wunder, daß Mr. Hawkins die Fälschung gleich auf den ersten Blick erkannt hat.“

„Herr,“ wandte sich da Hawkins, der sich inzwischen erholt hatte, an Pinkerton, „wer so oft wie ich den blauen Diamanten gesehen und geprüft und sich dessen unvergleichliche Schönheit eingepägt hat, mußte die Fälschung sofort erkennen. Seit vierzig Jahren besaße ich mich mit dem Handel von Edelsteinen, ich habe also in diesem Fache wohl die nötige Erfahrung.“

„Nun, lieber Mr. Hawkins, es liegt mir ferne, Ihre Fachkenntnisse anzuzweifeln, beruhigen Sie sich.“

Dann wandte sich Pinkerton an Morgan.

„Sie sagen, daß Ihre Frau die Diamantenkette am Abend ihres Geburtstages getragen habe. Gut. Haben Sie, als Ihre Frau die Kette anlegte, den Stein untersucht oder sonst etwas Auffälliges an ihm gefunden?“

„Ich habe beim Verlassen meines Kontors gegen fünf Uhr nachmittags die Kassette dem Tresor entnommen, begab mich in meine Wohnung und kleidete mich zum Feste um. Meine Frau war gleichfalls mit ihrer Toilette beschäftigt. Die Kassette hatte ich, wie immer, nicht aus den Augen gelassen. Es war ziemlich spät geworden, als wir fertig waren, zumal die Schneiderin noch irgendwelche Änderungen am Kleide meiner Frau vornehmen mußte. Die Gäste waren für sieben Uhr geladen, und es war knapp vor sieben Uhr, als mir die Jose meiner Frau meldete, daß dieselbe fertig sei. Ich eilte mit der Kassette zu meiner Frau und legte ihr, wie ich es stets zu tun pflegte, die Kette eigenhändig um, ohne daß mir etwas Besonderes aufgefallen wäre. Gerade wurden die ersten Gäste gemeldet. Ich kann also nicht sagen, daß ich den Stein besonders geprüft hätte, das habe ich ja schließlich immer Witheley & Hawkins überlassen. Ich nahm vielmehr nur darauf Bedacht, daß die Kette gut schließe.“

„Wann wurde denn die Kette das vorletztemal untersucht?“

„Daran kann ich mich genau entsinnen; es war am 2. Januar. Am Neujahrstage hatten wir große Gesellschaft; damals trug meine Frau die Kette. Am 2. Januar telephonierte ich an Witheley & Hawkins, und gegen zwölf Uhr mittags erschien Witheley, prüfte die Kette und fand sie in Ordnung. Seit damals hat meine Frau die Kette gestern abend zum ersten Male getragen.“

„Wir haben also vorläufig zwei Zeitpunkte festgestellt,“ meinte Pinkerton, „innerhalb welcher der echte Stein mit dem falschen vertauscht wurde, ich muß nun zunächst Gelegenheit haben, mit Mr. Witheley zu sprechen.“

„Ich werde ihn telephonisch herbeirufen,“ sagte Hawkins und ging zum Telephon.

Was er sprach, konnten wir nicht hören, da sich das Telephon zwar im Zimmer, in dem wir saßen, befand, jedoch wie das in größeren Betrieben ja fast immer üblich ist, von schalldichten Wänden umgeben war.

Hawkins war nur kurze Zeit in der Telephonkammer ver-

blieben. Als er heraustrat, schüttelte er den Kopf und war sehr ärgerlich.

„Soeben telephonierte mir mein Sohn, daß Witheley noch nicht ins Kontor gekommen sei. Das ist mir bei seiner Pünktlichkeit ganz unbegreiflich. Jetzt arbeiten wir schon an die fünf- und zwanzig Jahre zusammen, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß Witheley auch nur einmal nach ein Uhr nachmittags ins Kontor gekommen wäre. Punkt zwölf begibt er sich — er ist Junggeselle — in ein nahegelegenes Boardinghouse zum Mittagstisch, und einige Minuten vor eins ist er immer wieder da. Jetzt haben wir sicher schon zwei Uhr — er zog die Uhr zu Rate —, in der Tat, zwei Minuten nach zwei — das verstehe ich nicht, und gerade heute, wo wir ihn so dringend benötigen.“

„Nun, das hat nichts zur Sache,“ meinte Pinkerton, „ich hatte ohnedies die Absicht, mich ein wenig in Ihrem Betriebe umzusehen, wir werden uns also gemeinschaftlich in Ihr Kontor begeben und bis zu unserer Ankunft wird Mr. Witheley wohl schon zugegen sein.“

Hawkins sah Pinkerton erstaunt an, er war sehr erregt und meinte: „Am Gottes willen, Mr. Pinkerton, Sie werden doch am Ende bei mir keine Hausdurchsuchung oder dergleichen vornehmen, oder glauben Sie vielleicht, daß meine Firma irgendwie mit dem gefälschten Diamanten —“

„Aber, Mr. Hawkins,“ unterbrach da Pinkerton den erregten Mann, „ich sage Ihnen noch einmal, beruhigen Sie sich, was ich auch immer unternehme, es geschieht ja nur zur Aufklärung des Falles und hat mit Ihrer Firma gar nichts zu tun. Ich werde jedes Aufsehen zu vermeiden wissen, finde es aber für nötig, mich zu meiner Orientierung ein wenig umzusehen. Ubrigens haben Sie Ihre Firma schon von der Fälschungsgeschichte verständigt?“

Hawkins schlug sich vor den Kopf. „Bei Gott, das habe ich ganz vergessen. Ich war so aufgeregt, daß ich daran gar nicht gedacht habe.“

Hawkins machte tatsächlich den Eindruck eines Menschen, der nicht ganz bei Sinnen ist, die Sache schien ihn ganz gewaltig mitzunehmen, übrigens war er auch kein Jüngling mehr und man konnte ihn ruhig in der Nähe der Siebzig taxieren.

„Sehen Sie, Mr. Hawkins, Ihre Vergeßlichkeit in diesem Falle ist mir sehr angenehm, es ist besser, daß vorläufig niemand von der Sache etwas erfährt.“

Wir hatten uns erhoben. „Ich stelle den Herren gern mein Automobil zur Verfügung,“ bemerkte Morgan, „ich selbst habe ja bei Witheley & Hawkins wohl nichts zu tun.“

„Ich denke nicht,“ sagte Pinkerton, „ich werde mir das Vergnügen machen, Sie im Laufe des morgigen Vormittags — sagen wir zwischen zehn und elf Uhr — zu besuchen, da ich mir noch einige Aufklärungen zu holen wünsche.“

„Ich werde Sie morgen um die von Ihnen angegebene Zeit in meinem Kontor erwarten.“

„Noch eines, Mr. Morgan, ich bitte, mir die Kassette mit der Kette vorläufig zu belassen.“

„Gewiß, Mr. Pinkerton, ich habe meiner Frau allerdings von der Sache noch nichts gesagt, da ich ihr die große Aufregung ersparen möchte, wenn also meine Frau die Kette wieder anlegen wollte, und es wird sich sicherlich dazu Gelegenheit bieten —“

„Dann wird nichts anderes übrig bleiben, als ihr die Wahrheit zu sagen oder sie den falschen Stein tragen zu lassen, wobei ich kaum glaube, daß jemand die Fälschung erkennen wird.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Tochter eines Staatspräsidenten als Schauspielerin

Lucilla Menez, die Tochter des früheren Präsidenten von Venezuela, Castro, ist zur Bühne gegangen. Sie gilt als die schönste Frau ihres Landes und hat durch ihr Talent große Triumphe gefeiert. (Atlantic)

Kloster Hirsau



Unterhalb Calws, wo das enge Nagoldtal sich weitet und himmelanstrebende Tannenwälder auf steilen Bergrüden eine breite Au umschließen, liegt Hirsau mit seiner Kloster-ruine und mit den Resten des ehemaligen herzoglichen Jagd- und Lustschlosses. Hirsaus Name bedeutet die Au, auf der die Hirsche weiden; ein Hirsch mit dem Krummstab zwischen den Vorderfüßen ist Hirsaus Wappen.

Viele Jahrhunderte alt ist die Geschichte des Klosters, und seine ersten Anfänge sind

umwoben von den dunklen Schleiern früher Sage. Von einer frommen Witwe Heligena von Calw ist darin die Rede, welche in der ersten Hälfte des siebten Jahrhunderts, veranlaßt durch ein Traumge- sicht, dort ein Gotteshaus mit Kloster errichtet habe. Justinus Kerner hat dieser Überlieferung dichterischen Ausdruck verliehen. Nicht viel bessere Kunde haben wir über die „andere Gründung“ eines Klosters auf der rechten Nagoldseite, des sogenannten „Aurelius Klosters“. Dieses soll angeblich durch den Edlen Eclairied gegründet worden sein, als der Bischof Notting von Vercelli in Piemont im Jahre 830 auf einem Saumrosse die Gebeine des Heiligen Aurelius über die Alpen herüberbrachte.

Nachdem dieses Kloster in Verfall geraten war, ist es Graf Adalbert von Calw, der dasselbe im elften Jahrhun- dert wieder aufrichtet. Auf Veranlassung von Abt Wil- helm, der dem Kloster von 1069—1091 vorsteht, wird so- dann auf einer Anhöhe der linken Nagoldseite der Bau eines neuen, weit größeren Klosters, des sogenannten „Peter und Pauls- klosters“, mit Kirche in Angriff ge- nommen. Dieser Abt, der Begründer der weithin bekannten Hirsauer Schulschule, führt das Institut der Laienbrüder und die Cluniacenser Regeln in Hirsau ein. Letztere, von ihm teilweise abgeänderten Satzungen, fanden hernach als „Hir- sauer Regeln“ in vielen damaligen Klöstern Auf- nahme und verbreiteten sich bis nach Steiermark hinein. Unter Abt Wilhelm, einem Mann von seltenen Fähigkeiten, der in den Kämpfen zwischen König Heinrich IV. und Papst Gregor VII. eine starke Stütze des Papsttums war, erlebte das Kloster seine Blütezeit und nahm

eine machtvolle Stellung ein, die es unter seinen verschiedenen Nach- folgern späterhin nie wieder erlangt hat.

Wenn auch die angebliche Geburt König Heinrich III. in der Hirsauer Mühle ins Gebiet der Fabel zu verweisen ist, so sah das Kloster doch



Südlicher Kreuzgang und Schloßruine

des öfteren neben geistlichen Herren auch fürstlichen Besuch in seinen Mauern. So kam u. a. Graf Eberhard, der Greiner, im Jahre 1367 auf dem Wege nach Wildbad durch Hirsau, ein Ereignis, das Upland besingt:

... Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,

Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein,

Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Tal gesprengt,

Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich tauschend drängt ...

Später wurde eine Klosterschule für evangelische Geistliche im Kloster eingerichtet, und Herzog Ludwig erbaute 1536—1592 auf der Stelle der früheren Abtei ein Jagd- schloß im Renaissancestil. In

den Späthimmertagen des Jah- res 1692 wurde Kloster und Schloß durch die feindliche Brand- fadel in wenigen Stunden ein Raub der Flammen. Von den der völligen

Verstörung übrigen noch vorhan- denen Überresten läßt sich auf die frühere Pracht des

Ganzen schließen.

Heute hallen die ehemaligen Stätten stiller An- dacht und ersten Schweigens wieder von dem

fröhlichen Gesang jugendlicher Wanderer, von hellem Mandolinen- und Zupfgeigenklang, und die aus den Trümmern erwachene mehr als zwei Jahrhunderte alte Ulme sieht herab auf das bunte Treiben, auf

das Kommen und Gehen zu ihren Füßen ...

J. Lintenhell



Gesamtansicht des Klosters



Torhäuschen in Hirsau

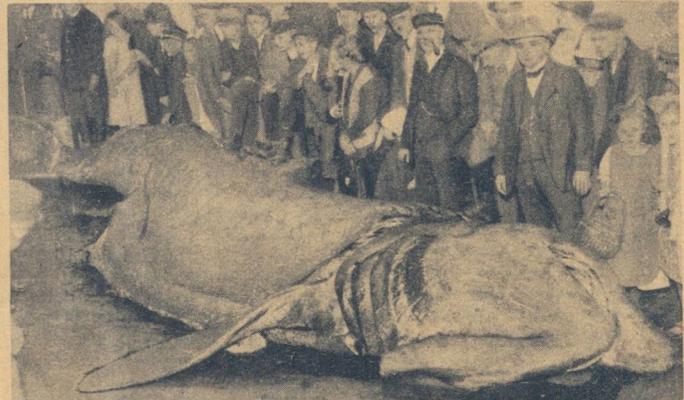


Partie an der Nagoldbrücke

NEUES VOM TAGE



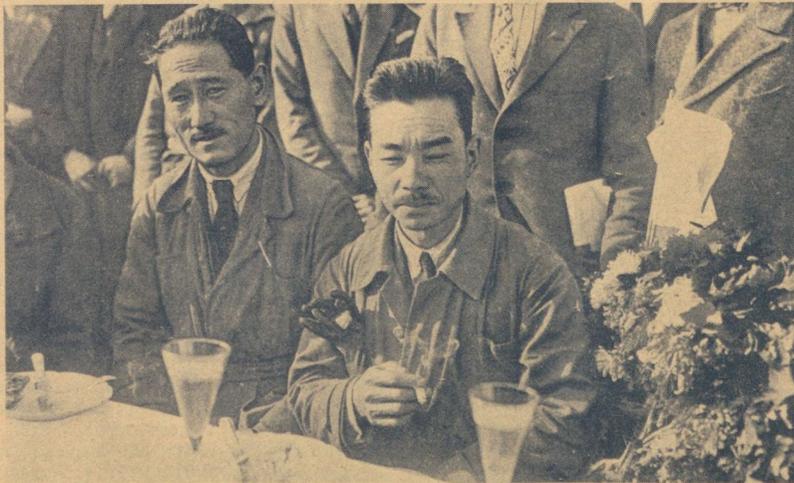
Die Freiheitsfeier in Duisburg: Begrüßung und Befichtigung der wiedereingerückten Schupo durch den Reichspräsidenten in Begleitung von Dr. Jares. [Transatlantic] — Rechts: Zebras und Elefanten vor den Zelten des Zirkus Krone, des größten derartigen Unternehmens der Welt. [Atlantic]



Der französische Unterrichtsminister de Monzie hatte in Berlin wichtige Besprechungen mit dem Außenminister Dr. Stresemann und dem preussischen Kultusminister Beder. [A-B-C] — Rechts: Ein Riesenhai, der das stattliche Gewicht von 8000 Pfund aufweist, wurde vom Fischdampfer „Billwärdner“ in Cuxhaven an den Fischmarkt gebracht. Er wurde bei Island gefangen und ist 8,65 m lang; die Leber wog 1500 Pfd. [Tiedemann]



Der Dichter Max Halbe feiert am 4. Oktober seinen 60. Geburtstag. [Kester & Co.]



Ankunft der japanischen Flieger in Berlin: Die beiden japanischen Flieger Iho und Kawachi bei einem Mahle, das ihnen nach der Ankunft gereicht wurde. [Atlantic] — Rechts: General Calles, der mexikanische Präsident, gegen den kürzlich ein Bombenattentat verübt wurde, dem er wie durch ein Wunder entging, da die Bombe vorzeitig explodierte und den Attentäter selbst zerriß. [A-B-C]



Die Rechte / Novelle von Cl. Prieß

(Nachdruck verboten)

Es gibt Abende, wo man es beim besten Willen weder auf seiner Bude noch im Wirtshaus aushalten kann — Abende, an denen das ganze Leben eine einzigartige jammervolle und infame Einrichtung scheint. Dann ist's schon am besten, man geht zu Peter Vermeulen. Der hat wenigstens ein Zuhause, ein richtiges Heim.

Draußen am Kanal liegt sein Haus, und stattlich und sauber schaut es aus über die niedrigen Linden der Promenade und weiter hinaus in das weite Flachland.

Den Platz hat sich vor hundert Jahren jener Peter Vermeulen ausgesucht, der damals bei uns einwanderte. In dem alten Haus steckt noch ein gut Teil von der Familientradition und dem beglücklichen Wohlstand dieser alten Vermeulens. Aber die große, weiße Diele und die blanke Treppe geht's hinauf in den ersten Stock, wo Peter die beiden Vorzimmer bewohnt.

So richtig gut und gemütlich sitzt es sich da zwischen den alten Bildern und Mahagonimöbeln — just, als müßte die Hausfrau gleich hereinkommen und die Kinder schliefen nebenan in ihren weißen Bettchen. Es ist wohl, weil Peters Mutter hier bis vor sieben Jahren gewaltet und geschaltet hat und daß dann nach ihrem Tode alles unverändert geblieben ist.

Ihr einziger Sohn hat nicht gerückt und gerührt. Auch die alte Köchin ist geblieben, und ein gut Teil von all dem Behagen, das die Vermeulenschen Hausfrauen hier seit hundert Jahren zusammengetragen haben.

Es saß sich da neulich abends einmal wieder ganz besonders gut in dem großen Ledersessel am Ramin.

Das Leben sah schon bedeutend weniger niederträchtig aus, als ich mir erst eine von Peters Echten angebrannt hatte. Er selbst holte allerlei Trinkbares herbei und mischte den Grog nach seinem berühmten Geheimrezept. Dabei sah ich ihm immer besonders gerne zu. Er sieht so nett und vornehm aus jetzt mit dem grauen Haar, viel besser als in seinen grünen Jugendtagen, und er hat so geschickte weiße Hände.

„Du hast es gut“, sagte ich nach dem ersten Glas so recht aus Herzensüberzeugung. „Du brauchst nicht einmal zu heiraten.“

„Ich brauche es nicht — aber ich möchte es schon.“

„Aber warum tust du es denn nicht einfach? Zeit wird es! Oder trauerst du Liete Brandt immer noch nach?“

„Liete Brandt? Der gönne ich ihren Mann und ihre Buben von ganzem Herzen. Sie ist nie die Rechte gewesen — ich meine die Eine, Rechte für mich.“

„Und wer war denn diese Eine? Ist sie dir überhaupt je im Leben begegnet?“

„Die eine Rechte? — Weißt du, sie war hier bei mir. Da in deinem Sessel saß sie — und sie lachte und wäre bei mir geblieben, wenn ich sie nicht fortgejagt hätte. — Ich muß heut abend einmal zu einem Menschen davon reden. Den ganzen Tag hat's mich wieder gequält. Es war so ein Jammerwetter wie heute, Regen und erster Schnee, und alles trostlos naß und kalt. Drei Jahre ist es her. Ich kam spät heim an dem Abend. Das Wasser ging hoch und unruhig. Mir fiel ein, daß ich nachschauen will, ob mein Boot auch richtig abgeholt ist, um im Schuppen verstaut zu werden, wie ich's vor ein paar Tagen befohlen hatte. Ich stieg also die kleine Treppe drüben zum Kanal hinunter, und mir ist's, als ob ich da auf der untersten Stufe jemand hocken seh.

Ich also so leise wie möglich die Treppen hinab und feste zugefaßt. Sie hatte wohl geschlafen oder war ganz benommen und erstarrt von der Kälte, — sie hörte und wehrte sich kaum und ließ sich von mir die Stufen herauftragen. Ich sah beim Schein der nächsten Laterne, daß sie jung war und ganz blond und halbtot vor Kälte und Elend. Erst wollte ich einen Schutzmann rufen, aber da war keiner zu entdecken. So nahm ich sie mit mir hier ins Haus, in dies Zimmer, Hans-Heinrich. Etwas ungemütlich wurde mir dabei zumute, aber meine alte Köchin war an dem Tage verreist — über Land, ein Bruderskind taufen — und wollte diese Nacht ausbleiben. Und dann redete ich mir vor, daß ich ja noch immer nach der Polizei telefonieren könnte.

Als sie hier oben da in dem Sessel am Fenster saß, dachte ich

nicht mehr an die Polizei. Ich gab ihr Wein und Cognac und ein Stück Brot, wie ich es gerade in der Nähe fand. Sie griff zuerst nach dem Brot — sie war hungrig, weißt du, einfach hungrig. Und so verfroren und naß — stundenlang mußte sie da unten gefessen haben. Sprechen konnte sie nicht, sie zitterte nur immer vor Angst und Kälte.

Ich brachte sie in Mutters Zimmer und schloß die Schränke und Kommoden da auf und bat sie, das nasse Zeug ausziehen und anzuziehen, was sie nur wollte. Unterdes kochte ich hier Tee und Eier und holte alles Eßbare heran, was im Hause zu finden war. Später kam die Kleine wieder herein — ganz still und scheu, in einem von Mutters schwarzeidenen Kleidern, Mutters weiße Brautschuh an den Füßen. Das Haar war noch feucht, sie trug es in einem langen Zopf geflochten. Nur die kurzen Haare vorn an der Stirn standen hellgolden um das blaße Gesicht. So saß sie mir gegenüber, trank den heißen Tee und ließ sich von mir zum Essen nötigen. Wie ein Vogel war sie, den man draußen erstarrt gefunden hat, und der am warmen Ofen auftaut und mit den Flügeln schlägt. Es kam ein wenig Farbe in ihr Gesicht und ein Glanz in ihre Augen. Und dann erzählte sie mir ihre Geschichte. Ich hab' ihr versprechen müssen, daß kein anderer Mensch sie erfahren soll.

Und Namen wollte sie auch nicht nennen, nicht ihren eigenen und nicht den des andern.

Und du würdest die Geschichte ohnehin nicht glauben. Damals hab' ich selbst nicht so recht daran geglaubt. Aber heute weiß ich, daß alles wahr ist. Nicht als ob mir's jemand gesagt und bewiesen hätte — ich hab's nur in mir selbst begriffen und erfahren, daß sie die Wahrheit sprach. Sie war ganz fremd hier in der Stadt und hatte auch draußen in der Welt keinen Menschen, der sie so recht anging. Und so töricht und unerfahren war sie dem Leid gegenüber, daß sie gar keinen Ausweg mehr sehen konnte, nur den Weg ins Wasser.

Und auch dazu hatte sie dann nicht den Mut gefunden.

Das alles brachte ich so langsam und stückweise aus ihr heraus. Ihre Füße lagen in Mutters Brautschuhen da auf dem Ramingitter, und das Schwarzseidene rauschte für mich lauter alte Erinnerungen.

Und dann wurde sie auf einmal müde und die Augen fielen ihr zu. Ich habe sie hier weich und warm aufs Sofa schlafen gelegt und bin dann in mein kaltes Schlafzimmer gegangen — um die ganze Nacht nicht zu schlafen.

Am andern Morgen hatten wir noch eine Snadenfrist bis zehn Uhr — dann sollte die Luise nach Hause kommen. Du hast gut lachen, Hans-Heinrich, du weißt, ich bin sonst auch nicht gerade ein Heiliger, — aber hab mal solch ein Familienorakel fünfundzwanzig Jahre im Hause, dann verzeht dir auch die Lust zu allen Extravaganzen daheim. Ich weiß, daß sie einen Heidenaustrub anstellen würde, wenn sie das Mädel hier fand. Und geglaubt hätte sie uns beiden schon gar nichts Gutes.

Die Kleine war ein ganz ander Menschekind an dem Morgen, ausgeschlafen und rosig, und wenn sie mich ansah, war da ein Schimmer von Mut und Hoffnung in ihren Augen. Sie half mir, den Kaffeetisch decken und lachte, wenn ich mich ungeschickt anstellte.

Und dann schenkte sie mir ein und saß mir da gegenüber — immer noch in Mutters Schwarzseidenem. Ihr Haar war jetzt trocken — ganz goldgelb und kraus ist's gewesen.

Und dann nach dem Kaffee hab' ich ihr gesagt, daß sie gehen muß. Ich vergeß nie, wie sie mich da angeschaut hat — aber gesagt hat sie kein Wort und ist nur still in Mutters Zimmer gegangen, um ihre alten Kleider wieder anzuziehen. Ich hab's so gut und geschickt wie möglich machen wollen. Ich hatte einen Hundertmarkschein heimlich in die Tasche ihres alten Kleides gesteckt und ihr die Adresse von Fräulein Hölckermanns Pension gegeben, wo sie zuerst wohnen sollte — und sagte ihr, ich würde sie bald besuchen und was man so alles redet. Sie hat nicht viel darauf geantwortet. Nur die Hand hat sie mir gegeben, als sie in ihren vertragenen alten Kleidern wieder aus Mutters Zimmer kam — und dann ging sie die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße — auf Zimmerwiedersehen.



Ich habe nicht mehr an sie denken wollen. Aber am andern Tag wußte ich schon, daß ich sie nicht vergessen konnte. Ich ging zu Fräulein Hölkermann. Sie war dort gewesen. Man hatte sie fortgeschickt, weil gerade alles im Hause besetzt war. Und dann hab' ich jede Spur von ihr verloren."

"Und dies ist das Erfreuliche an der Geschichte", sagte ich und reichte Peter mein leeres Glas. „Das wäre eine schöne Wirtschaft geworden in deinem sauberen Haus und ordentlichen Leben — so eine von der Straße. Schäm' dich, Peter Vermeulen, und mach' für immer Schluß mit dieser verrückten Geschichte."

"Ich wußte, daß du so etwas sagen würdest, Hans-Heinrich. Glaubst du, ich hätte es mir nicht tausendmal selbst gesagt! Aber es hilft nichts. Wenn ich abends hier sitze, mein' ich, daß sie anklopfen muß und wiederkommen und daß ich sie nie mehr loslassen will. Aber des Nachts träume ich, daß sie im Wasser liegt, ganz kalt und weiß, nur die Augen sind noch lebendig. Und bei Tag und Nacht weiß ich, daß sie die Eine war, die Rechte, — und daß sie verdorben und gestorben ist, weil ich feige war und ein Schuft, als ich sie von mir ließ."

Häusliche Unterhaltung

Die Abende werden wieder länger, das Wetter ist dem Aufenthalt im Freien schon weniger günstig, die Wohnung, das Heim werden wieder höher geschätzt, auch das infolge der bekannten Zustände im Wohnungswesen nicht mehr in bester baulicher Verfassung befindliche Heim. Man gehört ja schon zu den Bevorzugten, wenn man überhaupt eine eigene Wohnung besitzt, und wird von denjenigen beneidet, die mit einem Notquartier verlieb nehmen müssen. Freilich denken auch diesmal noch viele mit schwerer Sorge an den nahenden Winter, aber der lähmende Druck des Ungewissens, Unberechenbaren, der bisher um diese Zeit auf der großen Mehrheit unseres Volkes lastete, hat doch wenigstens insofern eine Milderung erfahren, als der Nahrungs- und Feuerungsmangel durch die bessere Währung behoben worden ist und man hoffen darf, die Unbilden der kalten

Jahreszeit leichter ertragen zu können. Andererseits sind auch die Hochverdienenden der Inflationszeit zur Sparsamkeit gezwungen, können sich nicht mehr die kostspieligsten Vergnügungen leisten und müssen wohl oder übel häuslicher sein. Das knüpft manche Familienbände, die sich bedauerlich gelockert hatten, vielleicht wieder fester, und man braucht nicht „altmodisch" zu sein, um darin einen Segen für die Familie, für das Volk zu erblicken. Denn die Familie ist, mag auch noch so viel dagegen geredet und geschrieben werden, die Keimzelle des Staates und von ihrer Gesundheit hängt die seinige ab.

Es gilt nun auch, den Familiensinn wieder zu kräftigen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken. Dazu dienen trauliche, Geist und Herz befriedigende Abende in der häuslichen Gemeinschaft. Man soll nicht stumpfsinnig beisammensitzen, jeder mit sich beschäftigt, nebeneinander, aber nicht miteinander, sondern soll gerade das Miteinander pflegen. Und das geschieht durch die richtige gemeinsame Unterhaltung. Sie ließ sich in früheren Zeiten, wo man anspruchsloser, umgänglicher und weniger reizbar war als heute wohl eher bewertstelligen, man plauderte, spielte ein harmloses Gesellschaftsspiel, hörte zu, wenn einer aus einem Buche, einer Zeitschrift vorlas.

In den Wirnissen der heutigen Zeit stehen sich die Meinungen und Ansichten aber etwas schroffer gegenüber, und besonders die jüngeren Leute haben die Neigung, ihre oft recht extremen Anschauungen mit Schärfe zu vertreten. Die Freude an harmlosen Gesellschaftsspielen ist auch nicht mehr wie einst vorhanden und der literarische Geschmack hat seine Richtungen, denen man auch gewöhnlich mit größerem Eifer als Verständnis huldigt. Es ist mithin, wenn solche Gegensätze in einer Familie bestehen, auch etwas schwierig, die Unterhaltung so harmonisch zu gestalten, daß sie allen Genuß gewährt, allein einem klugen Hausvater, einer gemütvollen Hausmutter wird es auch heute noch gelingen, und haben die älteren Kinder das Herz auf dem rechten Fleck, werden sie sie darin unterstützen. Die Abende im Familientreife werden ihnen dann auch im reiferen Lebensalter eine der schönsten Erinnerungen sein.

Die Bavaria

Am 9. Oktober d. J. steht Münchens, des Bayernlandes Wahrzeichen, 75 Jahre. König Ludwig I. veranlaßte die Errichtung des Denkmals, das das Bayernland verkörpern soll. Schwanthaler modellierte die Figur, Ferdinand von Miller goß sie in mühevoller Arbeit in den Jahren 1844—50. Am 9. Oktober 1850 wird sie dann feierlich enthüllt. Das Erz für sie lieferten türkische und norwegische Kanonen, die der König zur Verfügung stellte. Eine Treppe führt innen — zuerst noch richtig ausgemauert — bis in den Kopf der 29 m hohen Figur. Dort oben stehen Ruhebänke aus Erz und weit schweift der Blick über die Stadt und das Bayernland dahin. Gewaltig ist dieses Denkmal. Seit der sagenhafte Koloß von Rhodus sich gigantisch am Eingang des Hafens türmte, schuf die Erzgießerkunst nichts gleich Gewaltiges bis zu jener Stunde, da die Bavaria enthüllt wurde. Vor der Feldherrnhalle steht sie, ruhig und majestätisch, den Siegestranz in der erhobenen linken Hand. Und der bayerische Löwe neben ihr schaut ruhig wie sie in die Ferne. Die schönen Säulenreihen der Ruhmeshalle hinter dem Denkmal, schlicht und von edler, dorischer Form, bilden einen würdigen Hintergrund für Bayerns Nationaldenkmal, für Münchens Bavaria.

I. M.



Die Bavaria in München mit der Ruhmeshalle

Wart' nicht auf Glück

Lege nicht untätig die Hände in den Schoß, in vergeblichem Hoffen und Harren, ob das Glück an deiner Türe pocht. Viele haben zitlebens darauf gewartet; sie ließen die beste Zeit ganz nutzlos verstreichen und das Glück kam nicht. — Enttäuscht standen sie auf vom Tische des Lebens, betrogen um ihre schönsten Hoffnungen, tiefe Bitterkeit im Herzen. Suche der launigen Schicksalsgöttin zuvorzukommen und dir selbst ein bodenständiges Glück zu schaffen, das auf sicherer Grundlage ruht. Lerne, deinen Beruf möglichst vollkommen auszuüben, suche dein Wissen zu bereichern, deine Bildung zu vertiefen. Nicht darauf kommt es an, was du an materiellen Gütern besitzt, sondern was du bist und tust, bestimmt den Wert deiner Persönlichkeit. Steige hinab in den Schacht deiner Seele und fördere das Gold einer lautereren Gesinnung zutage, arbeite unentwegt an deiner inneren Vervollkommnung, an der Veredelung deines Charakters. Pflege in dir die Liebe zur Natur und Kunst, die dich zu reinen Höhen emporträgt, wo die Quellen des Lebens fließen. Freue dich an allem Schönen und Edlen, meide alles Niedrige und Gemeine, das sich wie Schlangengift in dein Herz einschleichen will.

Josefine Moos.



Die schönste Frau der Welt muß Paula von Viguer gewesen sein, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte. Dies besaegen alle ihre Zeitgenossen. Ihre Schönheit war so allgemein anerkannt, daß man sie in allen Zungen pries und die schöne Paula das Wunder der Natur nannte. Sie durfte sich in ihrer Vaterstadt Toulouse keinen Augenblick sehen lassen, ohne daß sie von ganzen Scharen von Frauen, Männern, Mädchen und Jünglingen begleitet gewesen wäre, die sich an ihrem Anblicke nicht sättigen konnten. Von weiter Ferne kamen Reisende, um sie zu sehen. Das Parlament von Toulouse fürchtete Zusammenrottungen und wußte kein anderes Mittel, um Unordnungen zu verhüten, als den Befehl an Paula, nicht anders als tiefverschleiert auszugehen. Das Volk war indessen darüber höchst mißvergnügt und drohte mit Gewalt. Darauf erließ das Parlament die Bestimmung, daß Paula sich zweimal wöchentlich eine ganze Stunde an ihr Fenster unververschleiert stellen solle, um sich sehen zu lassen. Paula beklagte sich über diesen Zwang; ihre Klage wurde liebevoll beantwortet, aber nicht beachtet. Sie behielt diese außerordentliche Schönheit und das Ebenmaß ihres Körpers bis in ihr höchstes Alter. * J. R.

Der Khalian
Die persische Tabakspfeife heißt Khalian und unterscheidet sich von der europäischen dadurch, daß das Rohr zur Abkühlung des Rauches durch ein besonderes mit der Pfeife verbundenes Gefäß mit kaltem Wasser geleitet wird. Bei vornehmen Leuten sind diese Wasserpfeifen aus Gold und oft sogar auch noch mit Edelsteinen besetzt. Ein zu diesem Zwecke eigens bestimmter Diener muß den Khalian für seinen Herrn antauchen.

Propheetischer Vogelruf
Der altdeutsche Volksglaube schreibt gewissen Tieren wie dem Ruckud, dem Raben, dem Hahn, die Gabe der Prophezeiung zu. Daß die Germanen aus Vogelschimmen geweissagt hätten, berichtet uns Tacitus. Namentlich galt der Ruckud als propheetischer Vogel und gilt auch heute noch dafür. Wie bekannt, soll der Ruf dieses Vogels die Zahl der noch übrigen Lebensjahre eines Menschen anzeigen.

Altliches Fräulein (zu ihrem Tischnachbar, der sich sehr mit ihr langweilt): „Sie dürfen es mir glauben, ich habe schon viele Rörbe ausgeleitet.“ — „So? Na, Sie hatten ja auch reichlich Zeit dazu.“ (Eise)

— Dame des Hauses (zum Diener): „Pfeifen Sie doch nicht so abschleulich — und gar noch einen Gassenhauer!“ — Diener: „Aber Madame, Sie können doch nicht verlangen, daß ich beim Stiefelputzen eine Arie aus dem Troubadour pfeife. Das tu ich später — wenn ich das Silber putze.“ (Al Motto per ridere)



Im Eifer

„Können Sie's hören, wenn ich des Morgens singe, Herr Nachbar?“
„Immer nicht, Fräulein, es hängt davon ab, von welcher Richtung der Wind kommt!“
„Haben Sie's denn heute gehört?“
„Ja, heute war ein ungünstiger Wind!“

Frau nähen, stopfen und kochen?“ — „Nein.“ — „Kann sie Kuchen backen?“ — „Nein, das alles brauchte sie im elterlichen Hause nicht zu tun,“ entgegnete der junge Mann, „aber sie versteht wunderschön zu singen.“ — „Na,“ meinte der Onkel achselzuckend, „da hättest du dir lieber einen Kanarienvogel anschaffen sollen.“ (Tit-Bits)

Unvollkommen

Hausfrau (zur Köchin): „Warum geben Sie nicht besser acht? Immer verfallen Sie eine Speise. Mir ist das nie passiert, solange ich selbst kochte.“ — Köchin (pathetisch): „Na, dann haben Sie nie geliebt.“ (Saagsjöe Cour.)

Ein Gegenmittel

„Ich weiß nicht, was ich tun soll, um meinen Mann zu Hause zu halten“, klagte eine junge Frau ihrem Arzt. „Er geht jeden Abend fort. Wie soll ich das ändern?“ — „Hm,“ meinte der alte Doktor, „versuchen Sie's doch mal und gehen Sie auch aus.“ (Kiteriti)

Offenherzig

Die kleine Dora war bei Bekannten zu Besuch. Als die Dame des Hauses ihr noch ein Stück Kuchen anbot, lehnte sie dankend ab. „Warum willst du denn nicht noch ein Stück?“ fragte die Dame — „Ich möchte wohl,“ gestand die Kleine, „aber Mutter sagte mir, ich dürfe nicht zum drittenmal annehmen. Sie hat aber sicher nicht gewußt, wie klein hier die Stücke sind.“ (Ideas)

— Ein junger Mann besuchte seinen Onkel, der ein eingeleiteter Junggeheule war und teilte ihm seine Verheiratung mit. „Verrückt, deine Freiheit aufgegeben zu haben“, bemerkte der Onkel topfschüttelnd. „Kann die Frau nähen, stopfen und kochen?“ — „Nein.“ — „Kann sie Kuchen backen?“ — „Nein, das alles brauchte sie im elterlichen Hause nicht zu tun,“ entgegnete der junge Mann, „aber sie versteht wunderschön zu singen.“ — „Na,“ meinte der Onkel achselzuckend, „da hättest du dir lieber einen Kanarienvogel anschaffen sollen.“ (Tit-Bits)

Zwei Rätsel



Die Querselben bezeichnen: einen Laut, ein Mineral, ein Gebäude am Hause, Teil der Pflanze, eine deutsche Stadt, einen afrikanischen Volksstamm, eine Vertiefung, einen Körperteil, einen Laut. Die sich kreuzenden Diagonalen ergeben je das gleiche. Julius Fald.

Buchstabenrätsel
Mit Z hat's jeder Mensch im Mund,
Mit H schreibt es in früher Morgenstund.



Auflösung folgt in nächster Nummer

Schachlöselste

Chr. Eismann, Forchheim, und A. Schulz, Augsburg, zu Nr. 30. W. Klosshöfer, Gr.-Eisingen, zu Nr. 30 und 31. G. Ringwald, Owen, zu Nr. 30 und 32. M. Kreunmeier, Stottach, und S. Weill, Frankfurt a. M., zu Nr. 31. J. Heilmann, Bab Blankenburg, zu Nr. 31 und 32. W. Klose, Bab Schmiechberg, B. Weis, Süderich, M. Poppe, Hirssum, O. Heinzlmann, Aildingen, L. und E. Werler, Dierrobrdorf, E. Vogel und J. Donner, Aachen, E. Schüle, Welsheim, W. Schmid, Geisingen, W. Walbinger, Hohenlimburg, H. Schuber, Tornelch, J. Wellendorf, Agathaberg, F. Rupp, Neichen, W. Matthias, Bin.-Lichtenberg, F. Weh, Siegen, R. Sünple, Haderhausen, M. Nörr, Dählingen, E. A. Schomburg, Seltau, und W. Seel, Epeyer, zu Nr. 32.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Kreuz-Rätsels:
H E N
T M U
F L E I S C H
M E S S I N G
S T E R T I N
U R E
S R E

Des Dreifilbig:
Teil — Vorteil — Anteil
Vorurteil.

Verantwortliche Schifffleitung von Ernst Pfeiffer, Offsetrotationsdruck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.